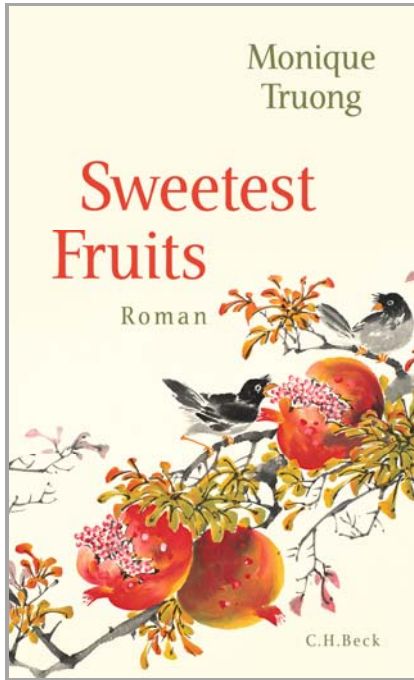


Unverkäufliche Leseprobe



Monique Truong
Sweetest Fruits

2019. 347 S., mit 3 Karten
ISBN 978-3-406-75074-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/30250970>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e. V. für ein Arbeitsstipendium, das vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg ermöglicht wurde.

Sag Wahrheit ganz, doch sag sie schief –

EMILY DICKINSON

ELIZABETH BISLAND

(1861-1929)

....

NEW YORK, 1906

Lafcadio Hearn kam am siebenundzwanzigsten Juni im Jahre 1850 zur Welt. Seine Heimat waren die Ionischen Inseln, denn geboren wurde er auf der Insel Santa Maura, die auf Neugriechisch meist Levkas genannt wird oder Lefkada, eine Verballhornung des alten Namens Leukadia, dem Ort, der berühmt wurde, weil Sappho dort Selbstmord begangen haben soll ... Bis heute wächst auf der spärlich besiedelten Insel dichter Wald, und an den steilen Berghängen über dem blauen Ionischen Meer kleben ein paar wenige Weinberge und Olivenhaine ... Vor dieser wilden, steilen Kulisse, die im fast tropischen griechischen Meeres- und Himmelsblau schwebt, nahm der Junge die ersten verschwommenen Umrisse seines eigenen Bewusstseins wahr. Und es ist, als tauche diese Kulisse hinter all seinen späteren Erinnerungen und Voreingenommenheiten wieder auf, als habe er selbst an den dunkelsten und schmutzigsten Schauplätzen seiner Wanderschaft immer voller Sehnsucht von dieser hoch aufragenden Silhouette und dem Blau geträumt ...

Elizabeth Bisland, *The Life and Letters of Lafcadio Hearn*,
Band 1 und 2 (1906)

ROSA ANTONIA CASSIMATI

(1823–1882)

....

IRISCHE SEE, 1854

Europäisches
Nordmeer



0 100 200 300 km



Patricio Lafcadio Hearn war von Geburt an hungrig. Das sah ich an der Art, wie er trank. Von dem Moment, da er die Brustwarze zum ersten Mal gefunden hatte, war er nicht mehr gewillt, sie wieder loszulassen, und starrte mich mit offenen Augen warnend an, falls ich ihm die Brust entziehen sollte.

Alle Babys werden mit leerem Magen geboren, aber nicht alle haben einen so bedürftigen Blick.

Seinen älteren Bruder Giorgio, meinen seligen Erstgeborenen, musste ich locken und überlisten. Das Erste, was er in seinen Rosenknospenmund nahm, war mein mit Honig benetzter kleiner Finger, mit dem ich ihn dann geduldig zu meiner Brust lotste, wo sich Honig und Milch vermischten. Das beruhigte ihn, genügte jedoch nicht, um ihn zu behalten. Nicht einmal zwei Monate lang teilte sich Giorgio meine Milch mit Patricio.

Bitte nenn die beiden nicht «George» und «Patrick». So heißen sie nämlich nicht. Die Sprache ihres Vaters ist nicht meine Sprache.

Noch bevor ich mir gewiss war, dass ich ein zweites Mal gesegnet worden war, hatte ich seine Esslust, die zunehmend stärker wurde. Patricio verlangte nach Kleinigkeiten vom Meer. Wellhornschnecken, die man nicht zu kaufen bekam, weil die Leute auf Santa Maura genau wie diejenigen auf Cerigo, der

Insel, auf der ich geboren wurde, nichts kauften, was sie wie Kiesel am Strand selbst sammeln konnten. Morgens ließ ich meinen Erstgeborenen bei der alten Iota, der einzigen Frau in unserer Gasse, die keine Kinder hatte, und beugte mich über den nassen Sand, bis mir schwindelig wurde oder mein Korb voll war. Patricio wollte gekochte Wellhornschnecken, deren Fleischspiralen jeweils herausgelöst werden mussten. Er hatte nichts gegen Olivenöl und Zitronensaft, verbat sich jedoch Essig.

Als es keinen Zweifel mehr gab und mir das Wellhornschneckensammeln zu große Mühe bereitete, wollte Patricio unbedingt Herzmuscheln, die man kaufen konnte, weil sie fern der Küste auf Sandbänken zu finden waren, zu denen die Flut kam wie Gottes Hand.

Bloß wegen Herzmuscheln ums Leben zu kommen ist ein Fluch, der so alt ist wie das Meer. Mögest du vor ihm bewahrt bleiben.

Patricio mochte keinen Knoblauch, genau wie sein Vater. Er wusch mich von allen Nahrungsmitteln rein, die nach Knoblauch schmeckten, selbst wenn es sich um die in seiner Gunst stehenden Herzmuscheln handelte. Ich konnte ihm noch so sehr zuflüstern, dass diese Zehen die Perlen des Landes seien, und sie dicht an meinen dicken Bauch halten, damit er sich an den Geruch gewöhnen konnte, er ließ sich dennoch nicht überzeugen. Er entleerte mich immer wieder, bis ich ganz ausgehungert war. So begrub ich die Hoffnung auf Knoblauch und dämpfte die Herzmuscheln stattdessen mit einem Stückchen Schalotte. Patricio konnte von diesen salzigen Geschöpfen gar nicht genug bekommen. Um satt zu werden, brauchten wir ganze Eimer davon.

Während der letzten Monate, in denen wir eins waren, beschränkte uns Patricio auf Seeigel, deren Eigelbkörper mit Brotstücken ausgeschaufelt wurden. Damit wir genug Seeigel hatten, heuerte die alte Iota jeden Tag vier Jungen an, die bei Ebbe durch die seichten Stellen wateten, wo diese Stachelgestirne das flache Wasser verdunkelten wie die Schatten der darüber hinwegfliegenden Möwen. Tagein, tagaus von dieser Kost gemästet, nahm ich so zu, dass ich nur noch ein paar Schritte ums Bett herum tun konnte, ein Tier, das man an einen Pflock gebunden hatte.

Damals war Charles – der Vater von Giorgio, Patricio und, so Gott wollte, meinem gesegneten Dritten – bereits auf einer anderen Insel, in Gewässern, die so weit weg waren, dass ich die Entfernung zwischen uns nicht begriff. Bevor sein Schiff auslief, hatte Charles mir gesagt, wie viele Seemeilen es genau zwischen den Inseln von Santa Maura und Dominica waren, doch mit einer so langen Zahlenfolge konnte ich genauso wenig anfangen wie mit den Buchstaben des Alphabets.

Wenn ich den Mund aufmache, habe ich die Wahl zwischen zwei Sprachen: dem Venezianischen und dem Neugriechischen. Keine von beiden kann ich auf Papier entziffern. In jungen Jahren wollte ich unbedingt dabei sein, wenn meine älteren Brüder ihren täglichen Unterricht erhielten, doch mein Vater schlug mir meine Bitte ab. Er sagte, wenn ich je sein Haus verlasse, dann um das Haus Gottes zu betreten oder dasjenige meines Ehemannes. In beiden Gebäuden gebe es einen Mann, der mir sagen könne, was geschrieben stehe und was wichtig sei.

Als mein Vater mir mein Los verkündete, dachte er nicht an einen Mann namens Charles Bush Hearn von der Insel Irland.

Mein Vater hatte keine originellen Gedanken. Er wiederholte, was aus dem Mund anderer Männer kam, vorwiegend Adelliger, die ebenso unbedeutend waren wie er selbst. Dies lehrte er auch meine beiden Brüder. Sie glaubten allesamt, diese Nachäfferei mache sie klug und viel klüger als mich.

Eine Tochter zu sein war noch ein Fluch, der so alt ist wie das Meer, und er drang bei meiner Geburt an mein Ohr.

Als Charles uns in der Stadt Lefkada auf der Insel Santa Maura in der Obhut der alten Iota ließ, war Giorgio schon sechs Monate auf der Welt und Patricio fünf Monate in mir. Dass die alte Iota eigentlich gar nicht alt war, sah ich bei unserer ersten Begegnung. Ich erkannte sie als die Frau wieder, die ein paar Türen weiter in derselben Straße wie ich gewohnt hatte. Wir hatten noch nie ein Wort gewechselt. Um vor Gott die Wahrheit zu sagen, wechselte ich mit keiner Frau unserer Gasse ein Wort, nicht bevor Giorgio, mein Erstgeborener, diese Gasse in Myrtenblätter gehüllt verlassen hatte. Als mein heiliger Junge, mein Schatten von einem Kind, vor der Vollendung seines ersten Lebensjahres dahinschied, wollte ich Gott die Schuld geben und Ihm all die frevelhaften Flüche entgegenschleudern, die meine Brüder gegen Charles und mich austießen, hielt mich aber zurück. Ich brauchte Ihn noch für Patricio.

Wegen meiner Sünden wurde Giorgio das Sakrament der heiligen Taufe verweigert. Als er mir geboren ward, wollte die orthodoxe Kirche seine Seele nicht, und als er mir genommen wurde, wollte die orthodoxe Kirche seine Seele nicht. Einen Trauergottesdienst mit Ikonen, Weihrauch und Bienenwachskerzen konnte es für Giorgio nicht geben. Kein dreimal wiederholtes «Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterbli-

cher, erbarme dich unser». Kein «Selig, deren Weg ohne Tadel ist», eine so treffende Beschreibung meines seligen Erstgeborenen. Kein «Mit Den [sic] Heiligen, Christe, lass ruhen, die Seelen Deiner Knechte, da wo kein Schmerz ist, kein Leid, kein Seufzen, sondern Leben ohne Ende».

An jenem Morgen voller Sonnenschein und Regen, als ich Giorgio nicht aus dem Schlaf wecken konnte, brach, was ich getan hatte, mit ganzer Wucht über mich herein und zerschmetterte mich. Ich wollte meine wertlosen Scherben aufs Kopfsteinpflaster werfen und von den Absätzen der Passanten zu Staub zerstampfen lassen, doch für Patricio musste ich sie wieder auflesen. Ich konnte nicht zwei Söhne im Stich lassen. Damals wusste ich noch nicht, dass ein gesegnetes drittes Kind unterwegs war, das, so Gott wollte, wieder ein Sohn sein würde.

Am Grab hielt ich Patricios schlafenden Körper so fest, dass die alte Iota mir die Arme auseinanderziehen musste, damit er nicht erstickte. An diesem Nachmittag atmeten wir zu dritt. Der Bauer, der die kleine Mulde unter seinen Quittenbäumen gegraben hatte und einen unverschämten Preis dafür verlangt hatte, weil er wusste, dass sonst nur noch das Meer infrage kam, weigerte sich, dabei zu sein, so als bliebe Gott seine Gier verborgen, wenn er sich im Haus versteckte. Während das Sonnenlicht auf uns herabfiel, wusste ich in meinem Herzen, dass nicht Gott meinen Sohn abgewiesen hatte, sondern dass es die Menschen gewesen waren. Vielleicht verlängerte ich meine Sündenliste noch, indem ich dreimal «Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterblicher sei uns gnädig» sagte.

Als die alte Iota diese Worte aus meinem Mund dringen hörte, holte sie geräuschvoll Atem. Beide wussten wir, dass

sie am Grab in den Mund eines Priesters gehörten. Doch was hätte ich in Anbetracht der Abwesenheit und Stille tun sollen? Giorgio war mein Kind und er war ein Kind Gottes. Ich wusste, dass beides stimmte. An jenem Tag hörte ich auf mein Herz, das eine vor Zorn hämmernde Faust war. Mein Herz öffnete mir den Mund. Auch wenn es nichts nützen sollte, verwendete sich mein Mund für meinen gesegneten Giorgio.

Patricio schlief, in meine Arme geschmiegt. Er musste gespürt haben, wie ich zitterte, als der Bauer endlich aus seinem Haus auftauchte und Erde, die sauberer war als er selbst, auf mein gesegnetes Kind schaufelte. Patricio muss gehört haben, wie die Sommererde auf die Myrtenblätter herunterbröselte und dann auf das Holzkästchen traf. Es hörte sich an wie ein plötzlicher Regenguss, sodass ich zum Himmel hinaufblickte. Den 17. August 1850, den Tag, an dem Giorgio entschlief, habe ich mir eingepägt, doch das Herabregnen der Erde, als mein Gesegneter von mir genommen wurde und der Abstand zwischen seinem und meinem Körper endlos wurde, hinterließ tiefe Spuren. Worte und Zahlen vermochten nichts dergleichen.

Die Mütter in unserer Gasse – die zuvor so verschlossen gewesen waren und sich in ihre Verurteilungen gehüllt hatten – hatten Mitleid mit mir. Zu zweit und zu dritt kamen sie an meine Haustür und brachten mir ganze Walnüsse, Haselnüsse und Mandeln, die in Lefkada zur Vergebung der Sünden gerade Verstorbener offeriert wurden. Ich kannte den Brauch, nicht jedoch, was sie mir offerierten. Abend für Abend warf ich die Walnüsse, Haselnüsse und Mandeln mit den Gemüseabfällen fort. Jeden Morgen las die alte Iota sie wieder heraus, wischte die harten Schalen sauber und hob sie in einem saube-

ren Stoffbeutel auf. Nach nur einer Woche hatte sie genügend, um monatelange zu backen. Sie hatte eine Ader fürs Praktische, die sich bei mir noch nicht entwickelt hatte.

Ich fragte die alte Iota, ob sie wisse, was diese Mütter – ich sagte nicht «Mütter», sondern «Hexen» – über sie sagten, wenn sie nicht dabei war.

Ohne den Blick von den Auberginenschalen und Tomatenkernen zu wenden, die sie mit den Fingern durchsuchte, fragte mich die alte Iota, ob ich wisse, dass die Walnüsse, Haselnüsse und Mandeln nicht für Giorgios Sünden seien, sondern für meine. «Auf der Insel Santa Maura», sagte sie, «bringen die Hexen Zuckermandeln, wenn ein Baby stirbt.»

Die Frauen hatten mir eine Geschichte zugeraunt – so als kenne die alte Iota die Details ihres eigenen Lebens nicht und höre zufällig mit und erfahre etwas Neues –, die mit Iona, wie sie damals hieß, im Alter von sechzehn begann, der einzigen Tochter eines Witwers, der sie an den ältesten Sohn einer Bauernfamilie verheiratete, die einen Maultierritt entfernt vom Städtchen Lefkada lebte.

Iona begegnete ihrem Ehemann zum ersten Mal, als sie das Ehesakrament empfing. In einem Haus, das von einem Olivenmeer umgeben war, gebar Iona innerhalb von sechs Jahren fünf Jungen, doch alle hatten sie Herzen, die nicht länger schlugen als vier Wochen – das des letzten Sohnes schlug nicht einmal einen Tag lang.

Wie viele Schüsseln Zuckermandeln warf Iona fort, bis sie verstand, dass noch mehr kommen würden? Die Mütter in den Nachbarbauernhäusern boten sie ihr weiterhin dar, so war es Brauch in der orthodoxen Kirche, ein tief verwurzelter älterer Brauch, der eine praktische Seite hatte. Diese Mütter mit ihren

abgearbeiteten Händen halfen Iona sanft auf den Rücken, so dass sie wieder eine von ihnen wurde. Sie hießen sie, die Hälfte der Zuckermandeln zu essen, damit sich deren Süße auf ihrer Zunge ausbreiten konnte, und dann die übrigen Mandeln ihrem Mann mit den Fingern in den Mund zu stecken. Bei diesen Worten errötete Iona. «Bald wird dich ein weiteres Baby beehren», sagten die Mütter. Um den tierischen Akt zu verbergen, den sie ihr wünschten, benutzten sie das Wort ›beehren‹. Iona tat, wie ihr geheißsen wurde.

Ionas Letztgeborener starb, kaum dass er die Augen geöffnet hatte, und tat den letzten Atemzug, bevor er getauft worden war. Ionas Mann verließ sie und den Leichnam des Babys, das nun für immer allein im Fegefeuer sein würde, während seine vier älteren Brüder einander im Himmelreich Gesellschaft leisteten, vor der Eingangstür ihres Vaterhauses. Zu der Zeit begegnete Iona zum ersten Mal dem Quittenbauern, zwischen dessen Bäumen die kleinen Gräber versteckt waren.

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren besaß Iona nichts. Als sie nach Lefkada zurückkehrte, gaben die Nachbarn ihr einen neuen Namen und ein neues Alter. Ihre Wangen wurden hohl. Sie bekam Hängebrüste und weiße Haarsträhnen. Die schwarzen Witwenkleider wurden ihr zur Gewohnheit und fortan hieß sie die alte Iota.

Als Charles die alte Iota einstellte, war sie achtundzwanzig und ich war sechsundzwanzig.

Wenn ich sie mitunter anstarrte, musste ich immer an die sechzehnjährige Iona denken. Dann inspizierte ich ihre Stirn, die wie ein Betttuch war, in dem jemand geschlafen hatte, sowie ihre knotigen, knochigen Hände, und fragte mich, ob sie sich von ihrem Mann jemals beehrt gefühlt hatte, ob die Süße je

von Ionas Zunge in ihren übrigen Körper gelangt war. Immer wenn ich an das Tier dachte, das sie einst gewesen war, merkte ich, dass ich Charles vermisste, aber nicht mit dem Herzen.

Ich konnte meinem Mann nichts von meinen Gedanken über ihn schreiben, deshalb hob ich sie für die heilige Beichte in der Kirche von Santa Paraskevi auf, bei der der ehrwürdige Vater meinen Worten lauschte und ein Stöhnen unterdrückte.

Danach sprach ich das Bußgebet. Die letzte Zeile, «Lehre mich begehren und tun, was allein Dir gefällt», war eine ehrliche Bitte. Danach schloss ich die Augen und wartete. Der Körper, den ich im Dunkel sah, war nicht der von Charles und gewiss nicht derjenige des Ehrwürdigen Vaters, dessen langer Bart als Lätzchen für Zwiebackkrumen und Rotweintröpflein diente. Ich sah den Sohn Gottes, der vergoldete Glieder hatte, der langhaarig war und fraulich und seine Wunden ohne Scham zur Schau stellte. Seit ich ein kleines Mädchen gewesen war, hatte ich zu Seinen mit Nägeln durchbohrten Füßen gebetet, und Sein Körper war der erste Männerkörper, den ich zu Gesicht bekommen hatte. Wie hätte ich ohne das Bild von der Kreuzigung gewusst, dass ein Mann muskulöse Schenkel hat, einen straffen Unterleib und unter dem Tuch ein Geheimnis?

Elesa, bei «Unterleib» hast du gestockt. Hat deine Mutter – möge sie in Frieden ruhen – dir dieses Wort nie auf Venezianisch beigebracht? Du kannst es, wenn nötig, auf Englisch notieren. Patricio wird eines Tages wissen, was es bedeutet. Patricio wird es lesen, ohne rot zu werden. Auch Gott wird nicht rot werden. Meinst du, Er wird mir das Himmelreich verwehren? Du hast erst den Anfang meiner Geschichte gehört. Meine Liebe, wenn Gott mich abweisen will, dann aus anderen Gründen.

Nimm den Stift zur Hand. Um es dir anders zu überlegen, sind wir jetzt schon zu weit in der Irischen See. Eine Abmachung ist eine Abmachung.

Bist du sicher, dass du all die Schreibfedern und Tintenfässer parat hast, um die ich dich gebeten hatte? Es ist wichtig, dass du jedes Wort aufschreibst. Patricio wird mich eines Tages finden wollen, das weiß ich, und ich möchte, dass er weiß, wo er anfangen muss.

Zwei Monate nach Giorgios Geburt empfingen Charles und ich in dem fensterlosen Kirchlein Santa Paraskevi das Sakrament der Ehe. Dort zündeten wir unsere Hochzeitskerzen an. Dort band der Ehrwürdige Vater unsere rechten Hände zusammen. Er setzte uns Kränze aus frischen Myrtenblättern auf. Der Ehrwürdige Vater war ein Gottesmann, der klein von Gestalt war, sodass Charles sich niederknien musste, um den Kranz entgegenzunehmen. Darüber musste ich lächeln. Unser Vermieter und ein Metzger waren unsere Trauzeugen.

Das Städtchen Lefkada war mit Kirchen gesegnet. Ich hatte mir die Kirche Agios Spyridon erhofft, mit ihren hohen, runden Fenstern, die auf den großen Platz hinausgehen, oder die Kirche Pantokratoras mit ihren Rankengewächsen und anderen grazilen, schmiedeeisernen Verzierungen an jedem Fenster, doch Charles wählte Santa Paraskevi aus, weil der dortige Ehrwürdige Vater der einzige war, der eingewilligt hatte. Ein Einwand, den der Ehrwürdige Vater ignorierte, war Charles' Glaube – die Kirche von Irland, die auch die deines Vaters ist, Elesa –, Gott habe ihn selig; Giorgio, der zu Hause in den Armen der alten Iota schlief; und mein gesegneter Zweiter, der ohne mein Wissen an jenem Nachmittag mit uns in der Kirche war. Patricio, du musst in mir gewesen sein,

denn schon zu diesem Zeitpunkt hatte ich Heißhunger auf Meeresfrüchte.

Dieser Ehrwürdige Vater muss schwerhörig oder blind sein, hatte ich zu Charles gesagt, als er mir von der Abmachung erzählte. Charles erwiderte, das Einzige, was den Ehrwürdigen Vater plage, seien Armut und die Liebe zum heiligen Kommunionwein. Charles hatte ihm ein Fass Kephaliako zukommen lassen, einen Rotwein, der, weil er nicht gepanscht war, als der beste Wein von Santa Maura galt – und dann noch ein Fass und noch eines, bis der Ehrwürdige Vater <ja> gesagt hatte.

Nach einem frühen Abendessen – bei dem die alte Iota, die für uns kochte, einen Stifado ohne die übliche Knoblauchzwiebel zubereitet hatte, der mehr Rindfleisch enthielt als gewöhnlich, ein Hochzeitsgeschenk des Metzgers – ging Charles wie jeden Abend zurück in die Offiziersunterkunft. Das Haus hatte er nur für Giorgio und mich gemietet. Als mein Gesegnetter in jener Nacht aufwachte, stillte ich ihn unter Schmerzen. Ich ging mit ihm in die Küche und sah die zwei Myrtenkränze, deren grüne Blätter sich bereits einrollten. Ich setzte mir beide auf. «Ich bin mit mir selbst vermählt», sagte ich laut – und war erschrocken über meine eigene Stimme. Und noch mehr über diesen meinen Gedanken. Noch nie hatte ich jemanden so etwas sagen hören, doch für mich klang es wahr. Zum zweiten Mal an diesem Tag musste ich lächeln.

Giorgio war wieder eingeschlafen, die Brustwarze noch im Mund, aber nur lose, wie am Ende eines Kusses. Der Schmerz verging nicht, was eigentlich bedeutete, dass meine Tage der blühenden Rosen kurz bevorstanden. Doch es sollte nicht sein, denn du, Patricio, solltest sein.

«Blühende Rosen» war ein Ausdruck der alten Iota. Als ich

ihn das erste Mal von ihr geflüstert hörte, musste ich lachen. Ein Ehemann, fünf Söhne – mögen ihre Babys in Frieden ruhen – und immer noch redete sie, als sei sie Jungfrau.

Du siehst wie eine Pflaume aus, Elesä. Ist dir nicht gut?

Setz dich wieder hin, meine Liebe. Ich rate dir nicht, jetzt an Deck zu gehen. In den ersten paar Tagen einer Seereise rutschst du dort auf Erbrochenem aus. Mach nicht den gleichen Fehler wie alle, die zum ersten Mal reisen. An Deck «Luft zu schnappen» ist die Umschreibung für «sein Dinner auf Deck auszulernen». Du darfst gleich nach dem Steward klingeln, Elesä. Eine Kanne Tee und ein Teller Shortbread wird unsere Mägen wieder in Ordnung bringen, doch jetzt machen wir noch ein wenig weiter.

Als ich siebzehn war, kamen die Rosen das erste Mal zu mir, erklärte ich der alten Iota. Von Anfang an wurden sie von einem Nachtfalter begleitet, der in meinem Rock gefangen war und mit den Flügeln flatterte. Als ich die alte Iota fragte, ob es bei ihr auch so sei, verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. Ich hatte keine Mutter und dachte daher, ich würde sterben. Während ich weiterlebte und weiter aufblühte, verwandelte sich die Gleichgültigkeit, die mein Vater mir gegenüber an den Tag legte, in Abscheu und Scham darüber, dass ich so wenig wusste. Dieser Wandel sollte bald mein Leben verdunkeln: Er war das Tuch über dem Vogelkäfig.

Zuerst verbot mein Vater meinen Brüdern, ihre Schulfreunde mit ins Haus zu bringen – nicht einmal den Spätnachmittagsunterricht im Schatten des Innenhofs durften sie zu Ende absolvieren. Er hielt inne und dehnte die Einschränkung sogar noch weiter aus. «Ebenso wenig dulde ich eure Freunde an den Eingangstüren zur Villa Cassimati», erklärte er. Mein

Vater nannte das Haus beharrlich ‹Villa›, und um es von den Nachbarhäusern zu unterscheiden, die echte Villen waren, versah er es mit seinem Familiennamen, als sei es ein weiterer Sohn. Meine Brüder nickten unisono mit den Köpfen. Weil sie jetzt einen Grund hatten, anderswo hinzugehen, erhoben sie keinen Einspruch. Ihre Schulkameraden gehörten zu den wenigen Gästen des Hauses. Ihre Gesichter sollte ich mehr vermissen als meine Brüder.

Als Nächstes verweigerte mir mein Vater das Dämmerlicht von Mond und Sternen. Die Läden meines Schlafzimmerfensters mussten Tag und Nacht geschlossen bleiben. «Insbesondere nachts», sagte er zum zweiten Mal. Meine Brüder stießen einander in die Rippen. Dieser raue Umgang drang wie ein Dolch in mich ein. Mir kam zu Bewusstsein, dass meine Brüder Geheimnisse hatten und dass ich wieder einmal nicht eingeweiht war. Mir wurde bewusst, wie einsam ich in diesem Haus war.

Damals verbot mir mein Vater, die Villa Cassimati zu verlassen – nicht einmal die Köchin Kanella durfte ich morgens auf den Markt von Kapsali begleiten. «Aber woher soll Kanella dann wissen, was sie kaufen muss?», wandte ich ein.

«Dort gibt es nichts Neues», sagte mein Vater. Mit ‹dort› meinte er den Markt, er hätte aber ebenso gut von der gesamten Stadt Kapsali oder der ganzen Insel Cerigo sprechen können. «Kanella kauft dasselbe wie immer. Sie kocht dasselbe wie immer. Wir werden dasselbe essen wie immer», sagte mein Vater, ohne auch nur ein einziges Mal von seinem Buch aufzublicken, das immer dasselbe war, das sah sogar ich. Wenn mein Vater sich nicht als Echo gerierte, dann redete er im Kreis herum – eine Schlange, die sich in den Schwanz biss.

Die nächsten acht Jahre bekam ich von meinem Vater alles

verboten – bis auf die Villa Cassimati und eine Kirche in der Fortezza. Ich hätte sie mit geschlossenen Augen gefunden, durfte aber nur an Sonntagen, kirchlichen Festtagen und am Osterfest in Begleitung meines Vaters oder meiner Brüder dorthin gehen.

Es kam so weit, dass ich das Haus, in dem ich geboren worden war, verabscheute, samt dem Innenhof mit den orangefarbenen Bougainvilleen und dem ausladenden Feigenbaum, dessen Blätter das Sonnenlicht in Goldstücke verwandelten. Am meisten ärgerte ich mich über die Vögel, die in Scharen kamen, wenn die Feigen reif waren. Die Früchte an den obersten Ästen waren die dicksten, weil sie am meisten Sonne bekamen, doch Kanella gab sich nicht mit ihnen ab. «Wir haben genug», beharrte sie hartnäckig und wedelte mit der Hand vor dem Gesicht hin und her. «Sollen die Vögel sie fressen», sagte sie.

Kanella kam vom Land, und dort glaubte man, dass nicht alles abgeerntet werden dürfe. Die Bauern, wie mein Vater und meine Brüder sie nannten, ließen den Vögeln immer etwas von der Ernte übrig, von den Früchten der Bäume ebenso wie von den Reben. Dafür kamen die Vögel und pickten sie auf, vor Hunger und Dankbarkeit krächzend. Diese Geschöpfe hatten den Innenhof im Nu mit ihren ausgefallenen Federn und klebrigen Fleischstücken übersät, die bei genauerem Hinsehen die von Schnäbeln und Krallen auseinandergerissenen, rosa Innereien reifer Feigen waren. Dann erhoben sich die Vögel wieder und verschwanden – ein dunkles Schultertuch, das der Wind in die Höhe hob.

Ich sah ihnen nach und weinte. Als ein Jahr vorüber war und ich verstanden hatte, dass die Vögel frei waren und ich nicht, begann ich ihre Federn zu sammeln. Wenn ich genügend

davon hätte, würde ich sie mir auf die Kleider nähen und auf die Schuhe kleben. Um vom Fliegen zu träumen, war ich mit achtzehn zu dumm und zu beschränkt. Ich wollte nur mein freudloses Federkleid tragen und mich hinlegen und sterben, als Vogel, der die Schlacht um die süßesten Früchte verloren hatte.

Damals wusste ich noch nicht, dass alle Frauen bluteten.

Schreib das nicht, Elesä.

Wenn ich es mir recht überlege: Schreib es bitte doch.

Patricio soll den Körper kennen, den Gott den Frauen geschenkt hat.

Kanella wusste es, sagte mir aber nichts davon. Sie gab mir Lappen. Wenn sie durchnässt waren, gab sie sie zum Waschen fort. Immer wenn man auf der Rückseite meiner Kleider die Blumen sah, scheuchte sie mich in mein Zimmer. Auf ihren täglichen Spaziergängen sammelte sie Kamillenblüten und trocknete sie zu Kamillentee, den ich trank, wenn der Schmerz mich übermannte. Doch was ich am nötigsten gebraucht hätte, gab Kanella mir nie: Sie sagte mir nicht, dass das Haus meines Vaters nicht mein Gefängnis sei. Der Körper, den Gott mir gegeben hatte, war mein Gefängnis, und in diesem Körper lagen Schloss und Schlüssel. Kanella wusste das.

An meinem fünfundzwanzigsten Namenstag erklärte mir Kanella am Morgen, ich dürfe fortan in der Kirche der Fortezza am Gottesdienst der Tagzeiten teilnehmen. Genauer gesagt am Stundengebet der dritten Stunde, das morgens um neun Uhr begann, der Stunde, zu der Pontius Pilatus sein Urteil wider Christus verkündet hatte. Kanellas Worte verblüfften mich. Mein Vater und meine Brüder waren morgens nie zu Hause, was Kanella natürlich wusste.

«Aber wer wird mich begleiten?», fragte ich sie.

«Du kannst allein gehen», erwiderte Kanella, «dein Vater hat seine Einwilligung erteilt.»

Bei dem Gedanken, dass sich das Eingangstor meines Vaterhauses öffnen und mein Körper ganz allein hinausschlüpfen würde, stand ich mit offenem Mund vor Kanella.

Sie blickte mich mit leeren Teller Augen an.

Damals verstand ich Kanella kaum und wäre nie darauf gekommen, dass sie mich voll und ganz verstand. Kanella war keine alte Frau. Sie hatte olivenölglatte Wangen und war nicht hässlich. Jeden Tag kochte sie Gerichte, die uns und besonders meinem Vater sehr mundeten. Ich wusste allerhand über sie, jedoch nicht, was all das für mich bedeuten würde.

Wie mein Vater mir angekündigt hatte, begab ich mich auf die Reise von seinem Haus in Sein Haus. Wenn man die Villenstraße nahm, lagen beide Häuser so dicht beieinander, dass vier Apfelbisse mich von der einen Haustür zur anderen brachten – was ich jedoch auf diesen einsamen Gängen sah, roch und hörte, befreite mich von den Federn und von einem Leben, in dem ich einzig darauf wartete, dass noch mehr Federn ausfielen.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de